



Was Kinder wirklich brauchen... Vom emotionalen Salz in der (Entwicklungs)Suppe

Karlheinz Benke
2013

veröffentlicht bei EKIZ Graz: <http://www.ekiz-graz.at>

Der große Entwicklungspsychologe Erik Erikson war zutiefst davon überzeugt, dass neben Liebe vor allem Stabilität und Kontinuität den Kindern gegenüber die wichtigsten Komponenten für eine gesunde Entwicklung sind.

Was aber passiert, wenn jeder einzelne dieser drei Grundfaktoren für die Kinder zunehmend weniger vermittelbar bzw. spürbar wird? Weil etwa dafür die optimalen Rahmenbedingungen immer weniger gegeben sind? Weil etwa die gegenwärtigen Familienkonstellationen heute diese Nähe und Liebe immer weniger zu geben vermögen und allein die beschleunigten Lebensrhythmen unserer Gesellschaft einer ausreichend intensiven, zeitlichen Auseinandersetzung widersprechen? Und damit Stabilität und Kontinuität zu Lasten von allumfassender Flexibilität und Oberflächlichkeit verloren gehen lassen?

Was passiert, wenn gerade in einer globalisierten Gesellschaft (die ja im Grunde für ein Zusammenrücken steht) Distanz und Entfremdung zum gelebten Alltagsbild und wenn Toleranz und Nächstenliebe zur Worthülse werden) Wenn Kinder zunehmend ‚verkopft ge-bildet und emotional ver-bildet‘ (Benke) werden? Sind sie damit nicht auf dem besten Weg, zu Gefühlskrüppeln bzw. emotionalen Waisen und sozialen Autisten zu werden?

Man mag diese These vielleicht noch verneinen, weil sie nicht auf sein eigenes Kind zutrifft, doch vielleicht trifft sie auf jenes Kind zu, das vielleicht einmal der Lebenspartner des eigenen Kindes sein wird? Was allerdings auch keine bessere Perspektive für die zukünftige Gesellschaft verspricht, denn wer möchte schon ein solcherlei ‚leeres Kind‘ (vgl. Benke, 2011, S. 58) mit einem ‚zerfledderten Ich‘ (vgl. Benke, 2005, S.400) im eigenen familialen Umfeld wissen? Wer wünscht sich einen ‚selbstbezogenen Ichling‘ zum Familienmitglied oder als Lebenspartner für sein Kind?

Was also brauchen Kinder heute, damit wir sie nicht in die vielfältigen Fallen für die Entwicklung ‚leerer Kinder‘ tappen lassen? Welchen Raum und welche damit verbundenen Erfahrungen brauchen ihre Seelen für eine gesunde Entwicklung?

Beziehungsräume – Vorbildräume

Für ihren Entwicklungsprozess wertvoll sind zunächst wahrlich ‚erwachsene Gegenüber‘ in ihrem unmittelbaren Umfeld: Sie fungieren – bildhaft gesprochen – als Vorbildräume, indem sie innere Haltung zeigen und diese auch bewahren; indem sie klare Positionen beziehen und diese auch nicht sofort aufgeben, wenn es einmal eng wird; indem sie mit einem klaren Ja oder Nein auch Richtung vorgeben und damit Halt geben. Denn genau darauf haben Kinder rein Recht.

Solcherlei ‚erwachsene‘ Menschen helfen dem Kind, sich seine individuellen Entwicklungsräume zu erobern und diese auch emotional auszustaffieren. Sind diese jedoch plötzlich nicht mehr wahrnehmbar bzw. spürbar, so fehlen ihm seine individuellen Vorbilder und es wird ‚leer‘ rund um das Kind. Denn mit dem Schwinden der Identifikationsmuster und diesem Auflösen von Vorbildräumen fehlt das zeitlich stabilisierende Element der Kontinuität. Selbst hin- und hergerissene Erwachsenen können dem Kind keine Möglichkeit auf einen Raum-Zeit-Anker bieten und gerade in stürmischen Zeiten fehlt das was, Kinder so dringend brauchen: Verlässlichkeit. Somit darf es aber auch nicht verwundern, wenn sich auch das Kind ‚zerrissen‘ fühlt. Zerrissen zwischen seine Bedürfnissen und jenen der Eltern, zerrissen zwischen den vielen Räumen bzw. Lebenswelten, die seinen Kinderalltag ausmachen.

Der Alltag zeichnet immer öfters verunsicherte Eltern, deren Weg ebenso wenig Kontinuität verspricht wie ihr Verhalten stabil ist. Viele von ihnen haben es verlernt, ihre Sichtweise aus ihrer Verantwortung heraus klar zu vertreten und diese mit einem klaren Ja oder Nein (nachdrücklich aber nichtsdestoweniger sanft) auszudrücken und sie auch beizuhalten. Zunehmend weniger Eltern schaffen es angesichts ihres überladenen Alltags, sich dem Kind gegenüber als Verantwortung- und Entscheidungsträger zu zeigen und zu seiner Haltung zu stehen. Damit wächst aber zugleich die Anzahl derer, die den einfacheren Weg der ‚Nicht-Auseinandersetzung‘ wählen, allerdings so auch dem Kind die Chance nehmen, sich an ihnen zu reiben und damit neue Erfahrungen machen zu können. Dabei sind es gerade die Qualitäten solcher ‚lebenden Reibebäume‘, die die Kinder brauchen. Doch in dem Anspruch ‚guter Elternteil‘ oder ‚beliebter Erwachsener‘ sein zu wollen, haben offenbar viele Angst vor Konflikten mit ihren Kindern und enthalten ihnen damit diese neuen Horizonte an deren Lebensweltgrenzen vor. Denn der vielleicht verborgene Wunsch von Erwachsenen, bei (seinen) Kindern beliebt sein zu wollen, sollte jedoch nicht bedeuten, etwa in einer Eltern-Kind-Beziehung eine ‚Barbie-Welt‘ simulieren zu wollen, in der alles glatt geht und es keine Probleme gibt (weil man sie entweder nicht sehen will oder erkennen kann).

Kinder brauchen in Erwachsenen auch jenen Widerpart, der es ihnen ermöglicht, ebenso reale Erfahrungen wie Enttäuschung und (maßvollen) Schmerz machen zu können. Denn nur ein Kind das die Schattenseiten erlebt hat, kann auch die Sonnenseiten des Lebens und Glück im Speziellen genießen. Es gilt sie auf ihrem Lebensweg mit Unwegsamkeiten zu konfrontieren und sie nicht zu überbehüteten Kindern werden zu lassen. Zu ‚Curling-Kindern‘, wie sie der Familientherapeut Jesper Juul etwa bezeichnet, deren Eltern sie in Watte packen und mit dem Ziel vorweg rennen, ihren Kindern – gleich wie im Eissport mit Besen – jedes Hindernis aus dem Weg räumen und jegliche Unebenheit ersparen wollen. Genau damit schaffen sie es aber nicht, ihren Kindern zu vermitteln, was es bedeutet, negative Emotionen zu erleben, diese auszuhalten und mit ihnen umzugehen. Und ihnen damit eine emotional bedeutsame Weiterentwicklungsmöglichkeit genommen wird.

Emotionale Grenzen als Halt

Die Kunst für Erwachsene besteht darin, nicht in die ‚Kopf-Hirn-Falle‘ zu tappen (das Leben ist ohnehin schon zu ‚verkopft‘), sondern wieder bewusster auf die emotionalen Bedürfnisse des Kindes sein eigenes Bauchgefühl zu hören. Und sich stattdessen eines mehrfachen persönlichen Mutes zu bedienen: des Mutes zur Klarheit und auch einmal zu einem Nein (ohne schlechtem Gewissen) zu haben; des Mutes, klare Entscheidungen zu treffen (denn dies ist die Hauptaufgabe von Erwachsenen) ohne sich darin anzubiedern oder zu ‚verpartnern‘. Oder auch mal aus der Reihe zu tanzen und frischen Mutes mal etwas Besonderes anzuhören (Musik), anzusehen (Film) bzw. im Alltag einmal auf rein Materielles zu verzichten sich so bewusst(er) gegen den Konsumstrom zu stellen. Und genau durch dieses Verhalten als individuelles Vorbild zu wirken. Sich selbst Mut zum ‚Weniger ist Mehr‘ zu machen anstatt eines immer ‚Mehr vom Selben‘! Denn wovon Kinder wirklich zehren, sind Vielfalt und Widersprüche – und nicht Eintönigkeiten und Farblosigkeiten,

Gerade in Anbetracht unserer Leistungsgesellschaft wäre es mehr als nur einen Versuch wert, das ‚Schneller-Höher-Weiter-Motto‘ und seine Siegesmuster bewusst zu durchbrechen und einmal ganz bewusst Spiele zu spielen, bei denen es nicht ums Gewinnen geht oder man auch gerne einmal den Mut zur gemeinsamen Niederlage aufbringt:

Obstgarten etwa ist ein solches Gesellschaftsspiel für die Kleinen, ein ‚Er-und-Sie-Lauf‘ (in dem die Durchschnittszeit gewinnt) kann den Wettlauf würdig und für alle lustvoll ersetzen. Frei nach dem Motto ‚Wer nicht verlieren kann, hat den Sieg nicht verdient‘ würde es uns die Frustrationstoleranz der Kinder (von morgen) danken.

Doch die Gesellschaftsuhr heute scheint offenbar anders zu ticken...

Vom Fehlen emotionaler [Zwischen]Räume

Im Bestreben, nur ‚das Beste für sein Kind‘ zu wollen, scheinen die Emotionen (und die Empathie) zusehends den Kampf gegenüber der Vernunft und dem Leistungsgedanken zu verlieren. Bester Beweis: Es muss für uns Erwachsene ‚bei allem etwas herauschauen‘ (wie auch das Beispiel oben vom Gewinnen und Verlieren lernen zeigen sollte), denn sonst – so die verbreitete Annahme – sei die verbrachte Zeit an sich, das Spiel selbst aus erwachsener Sicht wohl eher überflüssig. Was nicht messbar ist, scheint nichts wert zu sein – so der wettbewerbsorientierte, kopflastige und IQ-fixierte Leitgedanke unserer Leistungsgesellschaft. Materialistisch statt solidarisch bzw. empathisch. Der IQ scheint klar über dem EQ, der Emotionalen Intelligenz (Goleman), zu stehen?

In diesem unsichtbaren Kampf IQ gegen EQ geht es darum, ‚wie früh‘ bereits das Kind ‚was‘ erlernen muss, um möglichst fit fürs Leben zu sein? Das Beste zu wollen schient sich dabei auf den Kognitiven Bereich (IQ) zu konzentrieren und das Kind immer häufiger und auf vielen Ebenen gleichzeitig zu überfordern, weil der emotionale Lernbereich (EQ) mangels Förderung nicht Schritt halten kann. Unter dem Aspekt ‚das Beste zu wollen‘ und auch zu bieten, wird Kindern ein Gefühl antrainiert, das sich in einem rein fremdbestimmten „0-2-4-6-Erleben“ (Benke, 2012)

äußert: Mit null Jahren – also noch vor seiner Geburt – hört das Kind bereits klassische Musik, die es fördern soll, mit zwei spielt es bereits mit der Suzuki-Methode Geige (oder fährt analog dazu in sportlichen Familien Schi), mit vier Jahren spricht es mindestens eine Fremdsprache und mit sechs Jahren ist es der perfekte Partner-Ersatz. Wo haben da zeitliche Zwischenräume, Wiederholungsschleifen, individuelle Muster und Rituale noch Platz? Oder gerade jene Pausen, die das Gehirn (so die aktuelle Gehirnforschung) so dringend benötigt, um zu jenen Höchstleistungen zu gelangen?

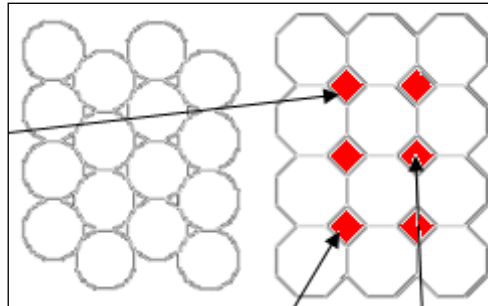


Abbildung: Kinder[Zwischen]Räume

Was Kindern für die kognitive und emotionale Verbindung ihrer [Zwischen]Räume und Lebenswelten jedoch zunehmend fehlt, sind genau diese scheinbar ‚nutzlosen‘ Lücken, der ‚Gefühlskitt‘ ihrer Lebenserfahrung. Sie sind als emotionale [Zwischen]Räume das ‚Salz in der Suppe‘ und somit die Basis jeglicher kindlicher Raumeroberung und das Gegenmittel schlechthin auf dem Weg zum ‚leeren Kind‘, denn sie sind (Er)-Lebensräume, die sich das Kind aus jeglicher Situation heraus über die Beziehungsebene und den Vorbildern selbst konstruieren kann und somit Teil jeglichen Raumeroberungs- bzw. Lernprozesses sind.

Emotionale [Zwischen]Räume wirken mehr denn jemals zuvor als Beziehungsbildner und sind ‚das‘ Fundament für eine gelebte Beziehung zu sich selbst, dem Anderen und der Umwelt (vgl. Benke, 2011 bzw. 2012).

Wenn also das Kind diese emotionalen [Zwischen]Räume (welche die Basis für einen respektvollen Umgang mit sich, dem Gegenüber und der Natur bilden) er- und ausleben kann, kann es das ‚Rundherum‘ annehmen und wertschätzen und mit ihm in ein Beziehung treten. Dies ermöglicht ihm, aus der Gleichgültigkeit heraus zu treten, sein Rundherum lediglich als etwas ‚Anderes‘ (und ohne es zu bewerten) wahrzunehmen und somit neue Räume zu beleben und mit diesen eine verinnerlichte Beziehung einzugehen, die – wiederum bildhaft gesprochen – sogar bedeuten kann, diese zu ‚küssen‘.

Emotionen machen menschlich

Emotionen und Gefühle zeichnen uns Menschen aus – machen uns ‚menschlich‘. Sie sollten als Gradmesser (s)einer eigenen Kompetenzkultur nicht länger mit dem Makel von Schwäche konnotiert werden, sondern – gerade in Anbetracht einer immer unübersichtlicher werdenden Weltgesellschaft – vielmehr als überlebensnotwendige Qualität anerkannt werden. Denn ‚Lernen‘ kann sein ganzes Leben lang gelernt werden – und dafür nimmt man sich ja auch als Erwachsener Zeit. Das Hinein-Fühlen in Andere (und deren Bedürfnisse oder Sichtweisen, wenn keine Grundemotionen ausgebildet sind) wohl nicht mehr.

Um diesen IQ-Überhang gegenüber dem EQ zu verhindern, sollten wir doch ganz bewusst und verstärkt danach trachten, das Ausleben und den Umgang mit Gefühlen weiter zu geben? Und damit die nächste und übernächste Generation nicht emotional dermaßen inkompetent werden und zu empathischen Analphabeten mutieren, gilt es für uns Erwachsene heute, vor allem

- sich selbst in seiner Rolle als Vorbildraum auf vielerlei Ebenen für eigene wie fremde Kinder bewusst zu sein
- den Gefühlen der Kinder entsprechend Raum und Zeit geben und sie ernst nehmen bzw.
- andererseits die körperlich-sinnlichen Wahrnehmungsprozesse der Kinder zu schulen und sie für Details bzw. auch ‚das Andere‘ zu sensibilisieren.

Denn wer Raum und Zeit nicht selbstbestimmt erleben und in seiner Qualität auskosten kann, der hat die (emotionalen) [Zwischen]Räume noch nicht für sich erobert. Und kann – vielleicht überlebensnotwendige – Fragen wie die einer Vierjährigen nicht mehr formulieren: „Und was denkt sich ‚dann‘ der Regenwurm, wenn der Traktor kommt?“

Literatur

- Benke, Karlheinz (2012). EQ statt IQ! Die Kraft Emotionaler [Zwischen]Räume. In: KiSte 12: Ich. Du. Wir. - Emotionen und soziale Beziehungen in der elementaren Bildung. Graz: Land Steiermark - Abt. 6, Bildung und Gesellschaft. Verfügbar unter:
http://www.verwaltung.steiermark.at/cms/dokumente/11682860_74835169/0062ac9c/LR_FA6E_KIST_E_12_v21.pdf
- Benke, Karlheinz (2011). Den Gefühlen Raum geben (Emotionale Zwischenräume). In: Benke, Karlheinz, ed.: Kinder brauchen [Zwischen]Räume. Ein Kopf-, Fuß- und Handbuch. München.
- Benke, Karlheinz (2005). Geographie(n) der Kinder. Von Räumen und Grenzen (in) der Postmoderne. München
- Rogge, Jan-Uwe (2008). Das Neue Kinder brauchen Grenzen. Hamburg.
- Erikson, Erik H. (1971). Kindheit und Gesellschaft, ©1950. Stuttgart.
- Krause, Doris (2012). Mehr Empathie: Rettungsring für ‚Ich‘-Kinder. In: Die Presse (17.3.). Verfügbar unter:
http://diepresse.com/home/bildung/erziehung/741201/Mehr-Empathie_Rettungsring-fuer-IchKinder

Mag. Dr. MAS Karlheinz Benke ist (Reform)Pädagoge, Erziehungshelfer, Berater (real und virtuell), Trainer und Lehrbeauftragter bzw. Buchautor sowie Leiter eines Sozialzentrums.